

(Nachdruck verboten.)

11

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

1. Kapitel.

Groß-Wien war geschaffen. Die Linienwälle, welche die Stadt von den Vororten trennten, waren aufgehoben, aber noch nicht reguliert worden. Sie verblieben in einem provisorischen Zustande, in dem eine unglaubliche Verwilderung Platz griff. Die alte Hugelbrunnngasse, die von der Hauptstraße eines aristokratischen Viertels geradeaus nach dem Wall führt und ihren, der Sage entnommenen Namen, seither in einen fürstlichen verkauft hat, zeigte nur auf einer Seite eine Reihe kleiner, einstöckiger Häuser. Die andre war von einem Bretterzaun eingesäumt, hinter dem sich das Terrain jählings vertiefte.

Der fette Lehmboden war hier in weitem Umkreise abgegraben und die daraus gewonnenen Ziegel gleich an Ort und Stelle gebrannt worden.

Jahre hindurch waren hier, etwa zwanzig Minuten von der Ringstraße entfernt, die Ziegeleien Tag und Nacht in Betrieb gestanden, und was da dem Boden entnommen wurde, hatte ein so tiefes Loch zurückgelassen, daß die Schloten der Brennereien weit unter dem Straßenniveau sich befanden.

Jetzt war dieser Betrieb eingestellt worden. Es war schier nicht möglich, den Boden weiter auszubeuten, da man auf Wasser gekommen war, und die Besitzer gedachten ihn nun in anderer Weise nutzbringend zu verwerten.

Auf den neugeschaffenen Stadtplänen von Groß-Wien waren hier breite Straßenzüge vorgezeichnet, die sich um einen neuanzulegenden Park gruppierten.

Aber die Regulierung der Wälle ließ auf sich warten.

Ein Jahr um das andre verging, und auf dem weiten, wüsten Terrain, das zum Ablagerungsort für Schutt und Kehricht ausersehen ward, wuchs Gras, zur großen Freude aller Proletarienkinder der Umgebung, die damit einen Spielplatz gewonnen hatten, nach dem sich nie ein Aufseher verirrt, und der somit ihre ureigenste Domaine geworden war.

Es war ein heller Sonntag im Mai 1892, die Sonne meinte es gut und sandte um die Mittagstunde so glühende Strahlen hernieder, als wären die Hundstage schon angebrochen. Ein schwerer Dunst war über der Stadt gelagert, hier aber, auf ihrem höchstgelegenen Punkt, wehte vom Schneeberge her, über die Höhen des Laaberberges und die grünen Felder ein frischerer Hauch, der den Duft der jungen, aufsprühenden Frühlingsjaaten mit sich führte. Wall und Straße waren um diese Zeit wie ausgestorben.

In dem letzten Hause der Hugelbrunnngasse, das, nach dem Walle zu, mit seiner Feuermauer die Ecke bildete und die Nummer 36 führte, fiel ein mächtiger vergoldeter Schlüssel in die Augen, der über dem Hausthor als Wahrzeichen angebracht war, und, von der Sonne beschienen, weithin erglänzte. Es war das Haus des Schlossermeisters Joseph Schönbrunner.

Er bewohnte mit seiner Familie zwei Zimmer des ersten Stockes; die Werkstatt befand sich im Souterrain, zugleich mit der Kammer, in welcher der Gehilfe und die Lehrlinge schliefen.

Heute ruhte die Arbeit.

Das alte, einstöckige Haus, mit neun Fenstern in der Front, an denen die Jalousien herabgelassen waren, lag still, weiß und ruhig im Mittagssonnenschein.

Das Hausthor stand zur Hälfte offen, und durch den Flur und den kleinen, im Hauschatten liegenden Hof erblickt man die hellgrünen, in Blüte stehenden Bäume des Gärtchens. Im Hofe spielten einige Kinder, ohne viel Lärm zu machen.

Der Hausherr litt es nicht, daß die Proletarier, die, dicht zusammengedrängt, die Parterrewohnungen inne hatten, ihn und die schönen Parteien, die er im ersten Stock hatte, irgendwie belästigten. Zu diesen gehörte der Maler Gustav Witte mit Frau und Töchtern.

Seit fünfzehn Jahren war Herr Witte als Maler und Dessinzeichner in der Gutmannschen Teppichfabrik angestellt

und erfand die schönsten, gangbarsten Muster, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten.

Der Mann verdiente ein hübsches Geld, aber er war anspruchsvoll und liebte es, sich flott auf den Künstler hinauszuspielen.

Als schöne Partei zahlte er den Zins vierteljährig, aber nicht immer pünktlich. Dann pflegte Frau Witte zum Hausherrn zu kommen und de- und wehmütig um Geduld und Nachsicht zu bitten, die ihr gewährt wurde, da er, wie er galant behauptete, einer so hübschen Frau nichts abschlagen könne.

Seinen kleinen Parteien gegenüber, die verhältnismäßig am teuersten wohnten, fühlte er sich indessen frei von solchen Schwächen. Da kassierte er wöchentlich selbst den Zins ein, und wehe, wenn die Kreuzer nicht richtig und voll beisammen waren, da duldete er keine Schlampererei.

Bei den kleinen Wohnungen gab es denn auch einen beständigen Wechsel, ein ewiges Aus- und Einziehen.

Die verschiedensten Leute mit den verschiedensten Erwerbstätigkeiten lösten einander ab, aber es kam selten was Besseres nach, wie der Hausherr brummend versicherte.

Sie waren Proletarier alle miteinander, und was sie besaßen, war ein Schund von Möbeln, die eine Pfändung nicht lohnten, nebst einer Unmasse von Kindern.

Diese Leute wußten recht gut, daß sie für einen Hausbesitzer keine empfehlenswerten Eigenschaften besaßen, und sie thaten daher ihr möglichstes, um ihn mit ihrer Gegenwart zu versöhnen. Die Kinder waren stets bereit, für die Hausfrau unentgeltliche Botengänge zu machen, und wenn Herr Schönbrunner, der ein stattlicher Bierziger war, an Sonntagen in Gala sich zeigte, kamen sie alle herzugelaufen, um ihm die Hand zu küssen.

Er nahm es mit lächelndem Behagen entgegen.

Er besaß selbst so großen Respekt vor Geld und Besitz, und nur davor, daß er Unterwürfigkeit von Leuten, die weniger als er oder gar nichts besaßen, natürlich fand. Joseph Schönbrunner war eine herrische, rechthaberische Natur.

Beschränkt und in den engsten Vorstellungen befangen, hatte er doch Verstand und ein scharfes Auge für die Schwächen der andern.

Das sicherte ihm ein großes Uebergewicht über seine Umgebung und war geeignet, die hohe Meinung, die er von seinen eignen Fähigkeiten besaß, immer mehr zu befestigen.

„Es ist merkwürdig,“ pflegte er zu sagen, „daß ich immer alles weiß, daß ich halt immer recht hab' — ich täusche mich nie, ich sehe alles voraus.“

Im Wirtshause führte er das große Wort, denn er besaß die Gabe der Rede und eine gewisse Schlagfertigkeit, die oft roh und geschmacklos, doch nicht ohne Humor war, und die Lacher auf seine Seite brachte.

So wie er war, imponierte er dem Kreise, in dem er lebte, ganz ungemain. Er war in den Bezirksauschuß gewählt und kandidierte für den Gemeinderat. Er war überzeugt, daß er gewählt würde, und auch seine Freunde zweifelten nicht daran. Daß er bei dieser wunderbaren Veranlagung und Bedeutung ein Hausknecht war und von den Seinen den unbedingten Gehorsam heischte, ist selbstverständlich.

Sein Sohn Emil sah zu dem Vater wie zu einem höheren Wesen empor und überließ es ihm getrost, über seine Zukunft zu entscheiden. Und die Gattin war von vornherein zur Demut und Unterwürfigkeit dressiert und darin erhalten worden. Wie hätte sie es auch wagen dürfen, den Mund gegen ihn aufzuthun. — Herrgott! was war er und was war sie!

Er würde anders dastehen, wenn er ein reiches Mädchen geheiratet hätte. Ein Prachtkerl wie er hätte unter ihnen die Auswahl gehabt.

Aber er hatte das arme Ding genommen, und zwar aus dem dümmsten Grunde, bloß weil sie ein rosiges Gesicht und einen üppigen Leib hatte.

Nun, er hatte damit einen Beweis von Uneigennützigkeit und Großmut gegeben, der ihm ausreichend schien für sein ganzes Leben.

Er veräumte nicht, dies Faktum sich und seiner Frau bei jeder Gelegenheit in Erinnerung zu bringen, aber es kam ihm vor, als ob sie das Opfer nicht in seiner ganzen Größe zu würdigen vermöchte.

Luxus.

Von Ernst Preczang.

Er hätte nur sehen mögen, was aus ihr geworden wäre, wenn er sie nicht geheiratet hätte; und wenn er sie jetzt betrachtete, die mager und abgerackert aussah, mit frühen Runzeln in dem welken Gesicht, konnte er sich immer mehr als rettende Vorsehung fühlen.

Seine Anna hatte ihm vier Kinder geboren; zwei waren gestorben; er hatte mit dem Paarl, Sohn und Tochter, genug. Ein Mädel ist immer eine Verlegenheit und mit einem Buben hat man erst gar nur Gall' und Verdruß.

Er hätte den Emil gern studieren lassen, aber die Mittelschule kostet viel Geld, und als der Tauquichts repetieren sollte, nahm er ihn heraus und zu sich in die Lehre.

Er sollte in Gottes Namen Schlosser werden, wie sein Vater.

Mit dem Kleingewerbe war freilich nichts aufzustecken. Man sprach zwar immer von der Rettung des kleinen Mannes, und selbst in den Regierungsblättern und im Parlament wollte man sich dafür einsetzen, aber bisher war von einer Rettung absolut nichts zu verspüren.

Als Emils Lehrzeit beendet war, kam er in eine mechanische Werkstatt und wurde beim Montieren und Reparieren der Fahrräder verwendet.

Bald schwang er sich selbst aufs Rad und wurde einer der besten Fahrer. Da er hübsch und gewandt war und auf dem Rad eine vorzügliche Figur machte, wurde er von der Firma für die Probe- und Wettfahrten ausersehen, bei denen sie mit ihrer Ware als Konkurrentin auftrat.

Schon hatte er ein halbes Duzend Medaillen und ein silbernes Tintensafß als Preise davongetragen, welche Gegenstände Mama Schönbrunner voll Stolz in ihrem Glaschrank verwahrte.

Auch an diesem Nachmittage sollte Emil, wie er seinem Vater erzählte, an einer Probefahrt teilnehmen und war gleich nach Tisch mit seinem Vehikel davongefahren.

Aber er war still und heimlich wieder zurückgekommen. Die Schraube am Pedal war locker geworden und bei dem Versuch, sie zu festigen, gebrochen; es mußte eine neue eingefügt werden.

Das Rad schiebend, trachtete er ungeesehen an dem Hause vorüber zu kommen, aber der Gehilfe Fritz Hofer stand unter dem Hausthor und kam auf ihn zu.

Dieser war ein schlanker Burich von kräftiger Muskulatur. Seine Arme waren jehnig und mager wie sein Gesicht, das eine brünette, schier pergamentartige Haut hatte, aber es war Leben darin. Er hatte seine Lehrzeit bei Meister Schönbrunner durchgemacht, und obwohl er längst freigesprochen war, wohnte er doch im Hause und stand immer noch in einer Art dienstlichem Verhältnis zur Familie.

Flüsternd wurde ihm mitgeteilt, was geschehen war.

Eine Minute später war das Rad um die Ecke gebracht, die nach dem Walle ging, und an die Feuermauer des Hauses gelehnt. Fritz kniete davor auf die Erde und fügte geschickt eine neue Schraube ein.

Emil stand neben ihm in sichtlicher Ungeduld.

Er war sportmäßig angethan und die kleidsame Dregß aus blauem Tuch stand ihm vortrefflich.

Es war heiß. Er zog das Tüchchen aus und packte es in die Satteltasche; der Wind blies durch den leichten cremefarbenen Sweater und kühlte gar angenehm seinen Körper. Aber ihm schien die Wärme von innen zu kommen und er schob das schirmlose Käppi immer weiter aus der Stirne und trocknete den Schweiß, der unter dem lichtblonden Haar in kleinen Tropfen stand. Wiederholt blickte er nach der Ecke, als erwarte er jemand da herumkommen zu sehen. Sein vollbadiges, hübsches Gesicht mit dem einfältigen, selbstgenügsamen Zug, spiegelte die frische, gesunde Jugend wieder, ein Typus, der unter den Söhnen des Wiener Kleinbürgertums häufig ist. Immer heftiger zupfte er an dem blonden Flaum seiner Oberlippe und stieß wiederholt mit dem Fuße auf.

„Tummle Dich, Glendsbursche,“ rief er mit einem von ihm erfundenen Kraftausdruck in dem derben Ton, der unter Jungen als Zeichen der Männlichkeit gilt, dem andern zu: „Wie lang' wirst mit dem Quark noch herumhandeln, ich wart' nicht länger.“

Der junge Arbeiter hob den Kopf und sah aus hellen Augen zu seinem Dränger empor.

„Red' kein' solchen Stiefel,“ sagte er lachend, „Du wart'st auf sie, nicht auf mich; übrigens bin ich fertig, hoppauf!“ Wie von einer Feder emporgeschleckt sprang er auf und sah im nächsten Augenblick im Sattel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kondukteur schob das Ehepaar noch im letzten Augenblick in den hintersten Waggon, dann sauste die Hochbahn ab.

„So was dummes!“ ärgerte sich der junge Mann. „Jetzt können wir dritter fahren und haben zweiter bezahlt!“

„Und noch dazu Raucher!“ Sie verzog die Nase. „Ein abscheulicher Duft!“

„Numero Müdentod! Na, es hilft nichts. Mach' die Nase zu und seß' Dich. Dort drüben sind noch zwei Plätze frei. Hast Du auch alle Deine Pakete?“

„Ich denke. Da, nimm mir dies noch ab. Und das. So.“

Sie setzten sich auf eine Seitenbank in der Mitte des Wagens. Jeder hielt einige Päckchen auf dem Schoße. Der Mann streifte die Papierhülle einer größeren Bronzefigur ein wenig zur Seite: „Die wird sich nicht schlecht in Salon machen. Was meinst Du?“

„Ob! Ist ja auch teuer genug.“

„Ja, du lieber Gott! Gute Sachen kosten gutes Geld! Und umsonst giebt's überhaupt nicht.“

„Wir haben wieder fürchtbar verschwendet, Paul. Fünfhundert Mark! Denke mal: bloß die paar Kippfächer hier!“

„Ja.“ Er zuckte belustigt die Achseln. „Was der Mensch braucht, muß er haben. Und wenn wir uns schon mal 'nen Salon einrichten wollen, dann soll er auch nach etwas aussehen. Für so'n plundriges „Man so thun“ bin ich nicht. Das weißte doch. Entweder, oder! Aus'm Fünfsigzigpfennig-Bazar können wir uns doch die Einrichtung nicht zusammen holen.“

„Rein. Recht sein soll's werden, da hast Du recht. So was Gebiegenes und Solides, daß man gleich sieht: dahinter steckt was. Aber ich mein' man bloß: ich hab's mir billiger gedacht. Was dies schon kostet! Und das sind doch nur erst die Lappereien und Kleinigkeiten. Und auch noch nicht mal alle. Was da noch fehlt an großen und kleinen Sachen — es ist ja enorm!“

„Warte mal. Was fehlt denn noch?“ Er sann.

„Na, vor allen Dingen eine Ampel. . . so recht mattes, farbiges Licht, weißt Du. Grün oder blau oder rot.“

„Nehmen wir schon lieber einen anständigen kleinen Kronleuchter. Sieht jetzt großartige Sachen in der Art.“

„Ein Denkschirm fehlt auch. Du, da nehmen wir so einen mit japanischer Malerei, wie ich neulich in der Leipzigerstraße gesehen habe. Prachtvolle Sachen!“

„Ja. Such' Dir nur aus. Was wäre denn noch?“

„Blumenständer. Vielleicht bekommt man die auch gleich in dem japanischen Geschäft. Und Töpfe dazu? Was meinst Du, das müßte fein zusammen passen.“

„Müssen denn Blumen sein?“

„Aber selbstverständlich, Paul!“ Sie lachte. „Zum Beispiel: 'n paar hübsche große Palmen. . .“

„Na ja. Aber denn auch die andren Blumen fremdländisch, verstehst Du? Ganz was Seltenes und Apartes. Daß jeder gleich die Augen aufsperrt, wenn er nur hereintritt.“

„Laß' mich nur machen. Hochnobel soll's werden. Wundern sollen sich alle über unsern gediegenen Geschmack.“

„Ja, piffsein!“

Sie schwelgten in Gedanken.

„Ach, und da ist ja auch noch . . . nein, Paul! Man darf ja gar nicht darüber nachdenken! Je länger ich mir überlege, desto mehr fällt mir ein. Es ist gräßlich! Das können wir ja gar nicht!“

„Na nu!“ Er richtete den Oberkörper auf und sah sie belustigt an.

„Das schöne Geld!“

„Na, es ist doch zum Ausgeben da, nicht?“

„Ja, ja, aber . . .“

„Das heißt, Wanda, wir hab' Dich bloß nicht so um die paar Silberlinge!“

„Silberlinge? Du, da reichen ja Goldstücke nicht mal. Da mußst Du ja . . .“

„Herrgott, ja! Ich muß in die Brieftasche klettern! Ich hab' mich schon noch darauf gefaßt gemacht, 'n paar Braune zu opfern!“

„Die schönen Tausendmarkscheine!“

„Du thust gerade, als ob wir aus Dallesheim wären!“ Erkehrte sich ärgerlich ab.

Die Frau drückte und drückte vor sich hin. Endlich berührte sie seinen Arm: „Sieh mal, ein neues Sommerkleid müßte ich auch haben. Einen passenden Hut natürlich. Ich getrau mich ja gar nicht, Dir damit zu kommen, wenn der Salon so viel kostet.“

„Getrau Dich nur. Das fällt noch ab dabei. Ich meine sogar, daß Du außerdem noch ein ganz besonderes Kostüm für den Salon haben müßt — eins, das sich womöglich dem ganzen Stil da anpaßt.“

„Du! das wäre herrlich!“

„Mitunter hat unsereiner auch einen guten Gedanken, wie?“

„Großartig!“ Sie konnte sich vor Entzücken kaum fassen. „Rein, Paul, daß Du darauf gekommen bist!“

„Fall' mir nur nicht hier und den Hals. Nachher.“ Er schob sie ein wenig von sich, weil er bemerkte, daß die übrigen Insassen des

Wagens aufmerksam geworden waren. Die einen lachten offen herüber, andre lächelten verstoßen.

Das reizte die Frau. Und als der Zug hielt, sagte sie: „Können wir nicht umsteigen? Wir haben doch zweite!“

„Laß nur. Bismöglich fährt uns der Zug weg. Es geht ja so fabelhaft schnell auf der Hochbahn.“

„Ja kann's in diesem Qualm kaum noch aushalten. Der Rauch wird immer dicker. Es fällt mir ordentlich auf die Nerven.“

„Ja!“ Sein Blick streifte vorwurfsvoll die Reihen der Fahrgäste. „Was so verqualmt wird, . . . rein in die Luft geblasen, . . . es ist schauerhaft!“ Er bewegte mißbilligend den Kopf. „Ganze Vermögen gehen in Dunst auf.“

„Freilich!“ bestätigte die Gattin. „Und wenn's noch Leute wären, die . . . aber,“ sie neigte mit einem Seitenblick auf die Uebrigen ihren Mund zum Ohr des Mannes: „nun gud' sie Dir mal an! Fast alles Arbeiter!“

„Ja!“ Strafend ging der Blick den Wagen entlang. „Eben Feierabend, eben raus aus der Fabrik und nu auch gleich 'n Glimmsteingel in den Mund! Daß nur ja das Geld alle wird!“

„Und dann klagen sie!“

„Natürlich!“ Jöhn lag in der Stimme: „Selbstverständlich klagen sie. Klopfen ewig auf unsre Tasche! Wir haben's ja zum Wegschmeißen, wir Unternehmer! O weh! Ihr solltet nur in unsrer Haut stecken!“ Er ereiferte sich ordentlich. Und da sie am Ziel-punkt angekommen waren, erhob er sich und sagte laut zur Gattin: „Die Leute sollten sich lieber den Luxus abgewöhnen!“

„Ja!“ Sie raffte ihr Köpfchen mit den Rippfalten zusammen: „Der Luxus! Das ist ihr Verderben!“ —

Kleines feuilleton.

e. s. Javanische Batels. Im Richtighof des Kunstgewerbemuseums sind augenblicklich eine Reihe eigenartiger Arbeiten ausgestellt. Auf Java schmücken die Eingeborenen in kunstvoll-einfacher Weise das Tuch, das ihnen als Gewand dient. Sie zeichnen allerlei Muster und Ornamente auf das Tuch und füllen die Muster mit Wachs aus, erst wird vorsichtig dünn aufgetragen, dann kräftiger aufgesetzt. Die einzelnen Stadien der Technik sind in verschiedenen Exemplaren zu verfolgen. Handwerkszeug ist in einem Glasbehälter ausgestellt. Es sind einfache Behälter mit Holzgriff, aus denen durch eine kleine Röhre das Wachs auf das Tuch geträufelt wird, das vorher einem über Feuer stehenden Gefäß entnommen wurde. So kann man das Werden des einzelnen Stückes gut übersehen. Das Wachs wird dann mit dem Finger breit gedrückt, so daß es das Muster ausfüllt. Danach wird das ganze Tuch in farbige Flüssigkeit getaucht und das Tuch nimmt insolgedessen durchwegs eine einheitliche Färbung an, rot, gelb, blau. Nun wird das Wachs abgekratzt oder durch Eintauchen in heißes Wasser aufgelöst. Das Muster erscheint somit als weiß ausgesperrte Fläche. Da aber das Wachs beim Aufträufeln das Tuch leicht fengt, so ist der Regensatz zu der Farbe nicht so grell und aus den vorhandenen Exemplaren kann man ersehen, wie sein die Eingeborenen das schon berückichtigten und die Farbe dementsprechend wählten. Das eigentümliche Farbengefühl der Bilden im einzelnen und im Zusammenstimmen des Ganzen kommt sehr charakteristisch zum Ausdruck. Es ist schwer zu sagen, worin das Besondere liegt. Es sind schwere, düstere und doch wieder leuchtende Accorde und das Brelle ist vermieden, obgleich die Farben ungetrennt nebeneinander gestellt sind. Ueber all den Farben schwebt eine gemeinsame, gleiche Nuance. Dazu kommt nun — als weitere Eigentümlichkeit der Verwendung des Wachses — daß die Konturen naturgemäß weich erscheinen, nicht scharf regelmäßig, wie abgegriffelt, nicht hart. Die schöne und freie Unregelmäßigkeit, die allen Handtechniken einen so persönlichen Reiz verleiht, bringt auch hier eine Abwechslung zu stande, die gerade ein genaues Vertiefen in die Einzelheiten belohnt. Meist sind es einfache, geometrische Motive, die sich immer wiederholen. Durch raffiniertere Handhabung wird dann ein größerer Reichtum in der Ausführung erreicht. So wird zum Beispiel das ganze Tuch, wenn die Wachsbekleidung noch vorhanden ist, zerknüllt und zerknittert, dann dringt der Farbstoff in diese Risse ein so daß, wenn nun das Wachs entfernt wird, auf dem Grunde die Bruchfalten und -Stellen farbig markiert erscheinen, stärker oder schwächer, je nach dem Bruch und ein Netz von solchen unzählig durcheinander sich kreuzenden feinen Linien, in starker Betonung oder zarterer Abschwächung die Fläche überzieht wie mit Spinnwebfäden. Die stärkeren Linien treten vor, die schwächeren zurück.

Es ist eigentümlich, wie fein diese einfachen Arbeiten der Javaner in unser Milieu hineinpassen, in ein modernes Interieur. Es ist die Freiheit und das Selbstverständlich-Personliche, das Ungebrochene und Unbeeinflusste, das Beiseitelassen allen überkommenen Formelkrams, mit dem wir uns plagen, belasten, und verzweifeln. Die Ornamente sowohl wie die Farben passen in eine moderne Wohnung hinein, weil beide natürlich, ungezwungen und doch sachlich sind. Wir werden mit der Zukunft immer mehr auf diese primitiven Künste zurückgreifen, weil wir daran sehen, wie und wo der Weg zur Kunst immer wieder anfängt bei den einfachen, wilden Völkern und wir unser Empfinden daran erfrischen und erneuern.

So hat es auch jetzt ein Maler, Professor Fleischer, unternommen unter Benutzung japanischer Motive diese Technik weiter auszubauen und dienstbar zu machen. Er hat dabei meist die geometrische Ornamentik fallen lassen und geht zu freigeschwungenen Linien über. Manchmal läßt er dann das Wachs stehen, und das Muster erhält dadurch, gegen das Licht gehalten, einen intensiv leuchtenden Schimmer, der frappierend an die Farbenglut der alten Glasfenster erinnert. Die Stücke sind so gehängt, daß man dieses heimliche Glühen der Farbe gut beobachten kann. Diese Arbeiten sind als Fenstervorhang gedacht. Auch die Farbenwahl ist naturgemäß eine andre als bei den Javanern. Doch ist der Maler sichtlich bemüht, den alten Charakter festzuhalten. Es liegt eben für uns ein merkwürdiger Reiz in dieser alten primitiven Art. Und wenn auch Farbe und Ornament sich unter seinen Händen wandelt, so sollte doch nie vergessen werden, daß der Sinn für diese schöne Einfachheit erhalten bleibe. Damit ist auch ein Nutzen für unsre Industrien verbunden. Unser Farbengefühl hat sich im Laufe der Zeit sehr abgeflaut und wir sind nicht mehr im Stande, einfache, starke Farben als schön zu empfinden. Wir lieben die flau Nuance und das verwischene Zueinanderübergehen. Und auch die strenge Linienornamentik könnte uns manches lehren, was unsrem hundertbunt vagierenden Formalempfinden zu gute käme. Es liegt eine so suggestive Symbolik in diesen Farben und Linien der Naturvölker. Der Reiz, den hiesige, ähnliche Industrien daraus ziehen können, ist damit erwiesen. Es ist ein neuer Reichtum von Ideen und Möglichkeiten, der hereinströmt, der bis in die kleinsten Kreise, für die einfachsten Handarbeiten vorbildlich und anregend werden kann. Man muß sich solche Arbeiten der wilden Völker — ein solches Tuch sieht beinahe wie ein türkischer Teppich aus — lange und immer wieder ansehen, da ist alles notwendig und begründet und redet eindringlich manche Lehre. Kein Zufall führt uns dahin, diesen primitiven Anfangskünsten forschend nachzugehen.

In Holland ist diese Kunst verbreitet. Die Arbeiten heißen Batel. Doch wird hier zum erstenmal der Versuch gemacht, diese primitive Kunst für unsre Kultur zu verwerten. Das Fingirliche überwiegt dabei, die geometrische Ornamentik tritt zurück. Und die Technik wird raffinierter ausgenutzt. So wird das Wachs z. B. nur an einzelnen Stellen beseitigt, und diese werden dann gefärbt. Dadurch erreicht der Maler eine Verwendung verschiedenster Farben. Mögen diese neuen Entwürfe auch unsrem Empfinden vielleicht näher liegen, eigentümlicher, merkwürdiger sind diese primitiven Ornamente der Javaner doch. —

k. Jagdabenteuer in den Dschungeln beschreibt der Engländer A. Merwyn Smith in seinem soeben in London erschienenen Buche „Sport and Adventures in the Indian Jungle“. Der Verfasser hat einen großen Teil seines beruflichen Lebens in den Dschungelbezirken Indiens zugebracht. Geschichten von Tigerjagden sind ja schon genug bekannt; weniger hat man von Jagden auf Brillenschlangen gehört. Bei einer solchen hatte Smith ein aufregendes Erlebnis. Er erzählt, wie er in Begleitung zweier Eingeborenen an einen Ort kam, an dem sich ein paar Königs-Brillenschlangen aufhalten sollten. Als er dort angekommen war, wurde er unter einem Geflügelkorb gesteckt, dessen Öffnungen zu klein waren, als daß eine Brillenschlange ihren Kopf hätte hindurchsteden können. Während er sich nun unter dem Korb befand, kam eine der Schlangen heraus und wurde von den Eingeborenen mit Pfeilen beschossen. „Dann erschien aber auch die andre Schlange und bemühte sich den Korb umzuwerfen. Den Schreck, den ich in diesem Augenblicke empfand, kann ich nicht beschreiben! Was würde geschehen, wenn sie den Korb umwarf! Die Kraft von dreizehn Fuß Muskeln muß ungeheuer sein, die würde mein Ziehen an der Schnur bald überwinden, wenn sie in der richtigen Richtung angewendet würde. Was dann? Der gewisse Tod war mir sicher. Wieder ertönte das Schwirren eines Pfeiles, und ich sah eine klastende Wunde am Halse des wütenden Tieres, das jetzt aber von dem Korb abließ und sich dem neuen Feinde zuwandte. Ich stellte das Anie auf die Schnur, richtete den Lauf meines Gewehres durch eine der vieredigen Öffnungen des Korbes, zielte, feuerte beide Läufe schnell hintereinander ab und sah zu meiner Befriedigung das schreckliche Reptil im Todesstampf Blätter und Staub aufwerfen.“ Die Eingeborenen dieser Wildnis haben auch mancherlei Aberglauben von Wesen, die ihnen Schaden zufügen. So erzählte ein „Bagh-maró“, ein „Tiger-Totschläger“, daß er von einer Hexe verzaubert wäre, die sich in ein beliebiges Tier verwandeln und nach Belieben jedem Schaden könnte. Er glaubte fest, daß diese arme alte Frau sich in einen Panther verwandelte und seine Ziegen angriff. Er schnitt deshalb ein Stück vom Ohr des Tieres ab, und verwundete seine Vordertage mit einer Streitart, was ihn nach seiner Meinung allein retten konnte. Aber von dem „Hexen-Panther“ wurde noch viel Schaden angerichtet, bis schließlich ein Panther getötet wurde, der, wie er schwor, die Hexe war; „denn das alte Weib starb etwa eine Woche darauf.“ —

ie. Das Salz in unsrer Ernährung. Der menschliche Körper ist darauf eingerichtet, seine gesunden Eigenschaften gegen äußere und innere Einflüsse zu verteidigen. Ein eindrucksvolles Beispiel für diese Thatsache ist der Umstand, daß unsre Körpertemperatur immer auf derselben Höhe bleibt, gleichviel ob wir von sommerlichem Sonnenbrand oder von scharfer Winterkälte umgeben sind. Auch die Zusammensetzung des Bluts ist beim gesunden Menschen sehr konstant, und alle Veränderungen, wie sie durch Überlaß oder durch Einsparungen geschehen können, werden mit überraschender Schnelligkeit

von selbst ausgeglichen. So ist auch Sorge dafür getragen, daß der Ueberschuß des in unsren Nahrungsmitteln enthaltenen Kochsalzes wieder ausgeschieden wird, und zwar auf dem gewöhnlichen Wege durch die Nieren usw. Die Aufnahme von Salz in den Körper kann innerhalb ziemlich weiter Grenzen schwanken, ohne daß der Gesundheitszustand gefährdet oder die Zusammensetzung des Blutes merklich dadurch verändert wird. Bei gewissen Krankheiten aber, namentlich bei einer Anfälligkeit der Nieren, wird das Salz im Körper zurückgehalten oder scheidet sich doch nur unvollkommen aus, was leicht durch eine Harnuntersuchung festgestellt werden kann. Die Folgen davon äußern sich im Auftreten von Wassergeschwülsten (Nedemen), in gesteigertem Grade durch Wasserfucht. Auch diese Geschwülste sind, obgleich eine Krankheitserscheinung, als ein Verteidigungsmittel des Körpers aufzufassen. Der Ueberschuß von Salz, der ins Blut übergegangen ist, wird von diesem wieder ausgeschieden, wandert in das Zellengewebe und verschafft sich dort so viel Wasser, als zur Erhaltung des gelösten Zustandes notwendig ist. Die ärztliche Erfahrung hat gelehrt, daß solche Wassergeschwülste oft zum Verschwinden gebracht werden können, wenn die davon befallene Person eine Milchkur durchmacht. Milch enthält kaum ein Gramm Kochsalz im Liter. Fügt man der solchen Kranken verabreichten Milch nur 10 Gramm Salz hinzu, so pflegen die Wassergeschwülste von neuem zu erscheinen. Es ist von Wichtigkeit, daß man jetzt mit größerer Genauigkeit als zuvor festgestellt hat, wie viel Salz der Mensch mit seiner täglichen Nahrung zu sich nimmt. Die gewöhnlichen Speisen, wie Kartoffeln, Fleisch, Zucker, Butter und Mehl, enthalten in den für die tägliche Ernährung üblichen Mengen in ihrer natürlichen Zusammensetzung etwa 1/2 Gramm Kochsalz. Außerdem ist damit zu rechnen, daß man mit etwa 1/2 Pfund Brot täglich noch 2 1/2 Gramm Kochsalz zu sich nimmt, die dem Brot bei seiner Bereitung zugesetzt werden. Nun aber werden endlich die Speisen während des Kochens und bei der Mahlzeit noch besonders gesalzen, und dieser Betrag an Kochsalz kann auf 13—15 Gramm veranschlagt werden. Selbstverständlich wechselt diese letztere Menge am meisten, und besonders ist dieser Umstand wohl auf die Suppen zu schieben, deren Salzgehalt nach dem Geschmack des einzelnen erheblichen Schwankungen unterliegt. Wenn der gesundheitliche Zustand eine Verminderung der Salzzufuhr erfordert, so kann und muß hier natürlich auch am ehesten gespart werden. Der gesunde Körper scheidet ohne Schwierigkeit 15—16 Gramm Kochsalz täglich aus. Bei einer möglichst salzlosen Kost aber kann dieser Betrag nach den neuesten Untersuchungen bis auf zwei Gramm herabgemindert werden, und das wird wünschenswert sein bei Neuren, deren Nieren sich nicht in tadelloser Verfassung befinden. Sie müssen dann also auf den besonderen Zusatz von Salz verzichten und sich mit dem begnügen, was ohnehin in den Nahrungsmitteln enthalten ist. Es sei noch erwähnt, daß die Enthaltensamkeit von Salz auch die Wirkung gewisser Arzneien befördert, beispielsweise die des Bromkali. —

Paläontologisches.

— Der Stammbaum der Pferde. Der anfangs dieses Jahres verstorbene amerikanische Pferdebesitzer Whitney hatte 1901 und 1902 zwei Expeditionen nach dem westlichen und südwestlichen Nordamerika ausgesandt, um den Ueberresten des Pferdes nachzuspüren. Henry F. Osborn, Vizepräsident des American Museum of Natural History in New York hat nunmehr, wie die „Nölnische Zeitung“ berichtet, in Vorträgen das Ergebnis dieser Nachforschungen, die sehr schöne Exemplare des Neohipparion und anderer Uebergangsformen zu Tage förderten, angekündigt. Im Druck werden diese Mitteilungen aber erst im kommenden Novemberheft des „Century Magazine“ erscheinen. Ueberraschende neue Funde wurden nicht gemacht, denn schon jetzt ist der Stammbaum der Pferde ziemlich vollständig. Gerade das New Yorker Museum besitzt eine vorzügliche Sammlung, die die Entwicklung des Pferdes außerordentlich klar macht; das Museum hat in einem Ergänzungsheft seines Journals im letzten Jahre den ganzen Gegenstand dargestellt. Zu Beginn der Diluvialzeit war das Pferd in allen Erdteilen, ausgenommen Australien, heimisch; ein ausgezeichnet erhaltenes Exemplar des Equus Scotti, 1899 im nördlichen Texas gefunden, zeigt nur geringe Unterschiede vom heutigen Pferd (kürzere Beine und kürzern Schädel). Warum das Pferd in Amerika und vielleicht auch in Europa ausstarb, ist natürlich nicht bekannt; in Bezug auf Amerika aber ist die Tatsache kaum zu bezweifeln. Der älteste bekannte Urahn des Pferdes reicht in die unterste Stufe der Tertiarzeit, wo im Londonten des Cozän vor 40 Jahren sein Schädel gefunden wurde, worauf ihm Rich. Owen, der die Verwandtschaft mit dem Pferde nicht erkennen konnte, da damals die Bindeglieder fehlten, den Namen Hyracotherium gab, ihn also unter die Hasen ansetzte. Das Tier war kaum größer als eine Hauskatze. Der Eohippus aus derselben geologischen Zeit, entdeckt in den Wind River Bergen von Wyoming und in Neu-Mexiko, ist dem Hyracotherium sehr nahe verwandt; er besaß vier volle Zehen und den Oberknochen zum fünften am Vorderfuß und einen Zehen weniger am Hinterfuß. Der Protophippus und der Pliohippus des mittleren Cozän, aufgefunden 1880 in den Wind River Bad Lands von Wyoming, haben den Oberknochen zu dem abgeworfenen Zeh verloren, besitzen aber noch dieselben vollständigen Zehen wie ihr Vorgänger. Beim Epishippus des obern Cozän drängt bereits der Mittelzäh durch seine Größe die andern zurück; ein Exemplar von Montmartre, von der Größe des Tapirs, konnte Cuvier schon 1804 beschreiben. Der Mesohippus der White River Formation im Oligozän

hat nur noch drei Zehen an jedem Fuß; er besaß Schafszgröße und es sind viele Ueberreste von ihm vorhanden, so aus Süd-Dakota. Dem mittleren Miozän gehören verschiedene Entwicklungsstadien des Pferdes an, die teilweise von der graden Linie abbiegen und gleichsam tote Geleise einschlagen, so der Hypohippus, von dem die Whitney-Expedition von 1901 ein vollständiges Skelett im Colorado ausgrub, von der Größe des Scheitand Ponys; er ist immer noch ein dreizehiges Tier, aber die beiden Seitenzehen berühren kaum mehr den Boden. Beim Protophippus und Pliohippus des mittleren und oberen Miozän ruht nur noch der Mittelzäh auf dem Boden; die Seitenzehen sind manchmal schon fast ganz verschwunden; auch das Hipparion des Pliozän gehört hierher. Das Diluvium endlich bringt das eigentliche Pferd. Die Veränderungen, die das Pferd seit seinen frühesten Formen erlitt, betreffen zunächst seine Größe, dann den allmählichen Wegfall der Seitenzehen, das Auseinandertreten der Vaden- und Schneidezähne, wobei die Krone der Vadenzähne immer verwickelter in ihrer Struktur wird, und das Verwachsen der beiden Knochen des Vorderarmes wie des Unterschenkels. Zuerst war das Pferd ein Waldtier, aber alle Veränderungen in seinem Bau befähigten es mehr für das Leben der offenen Ebene. —

Humoristisches.

— Radikal. Lehrling: „Wenn mich jetzt mein Meister noch einmal bei den Haaren reißt, kaufe ich mir ein Enthaarungsmittel!“ —
 — Wosshafte Bemerkung. Dichterling: „Als ich mein Werk vor einer großen Gesellschaft zu Ende gelesen hatte, schrien einige Bravo!“ —
 „Das hat wohl der Geduld der Zuhörer gekostet!“ —
 — Vorsichtsmahregel. Reisender: „Warum wird denn neuerdings in den Tunnels immer Licht angezündet?“ —
 Schaffner: „Die Passagiere haben es verlangt. Es sind nämlich in der letzten Zeit immer so viele alte Jungfern eingestiegen.“ —
 („Wegendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Eine Liliencron-Nummer hat die Münchener „Jugend“ zum 60. Geburtstag des Dichters herausgegeben. —
 — Eine Neuausgabe des Nibelungenliedes hat die Reichsdruckerei veranstaltet. Die Textillustrationen, Initialen, Randleisten etc. stammen von Joseph Sattler. Die Auflage des Werkes beträgt 200 Exemplare, von denen die ersten vier auf Pergament (Preis je 2500 M.), die nächsten dreißig auf japanischem Wittenpapier (Preis je 600 M.), und der Rest auf Wittenpapier (Preis je 400 M.) gedruckt sind. Ein passender Originaleinband erhöht den Preis des Exemplares noch um 30 bis 45 M. —
 — Der J. G. Cottasche Buchverlag in Stuttgart (gegründet 1640) ist in den Besitz des Kommerzienrats Adolf Kröner übergegangen. —
 c. Eine internationale Zeitungsstatistik wird in der „Revue hebdomadaire“ gegeben. In Europa steht in der Zahl der Zeitungen Deutschland mit seinen 5500 Blättern, von denen 800 Tageszeitungen sind, obenan. An zweiter Stelle kommt England mit 3000, von denen 809 Tagesblätter sind. Frankreich hat fast dieselbe Anzahl: 2819, von denen aber nur ein Viertel täglich oder zwei- bis dreimal wöchentlich erscheint. Italien besitzt 1400 Zeitungen; dann kommen Oesterreich-Ungarn, Spanien, Rußland, Griechenland und die Schweiz. Alles in allem werden in Europa ungefähr 20 000 Zeitungen herausgegeben. In Asien erscheinen nicht weniger als 3000 periodische Zeitungen, die meisten in Japan und Britisch-Indien. Japan besitzt allein 1500 Blätter. Afrika steht auf dem Gebiete der Presse am weitesten zurück. Dort erscheinen nur 200 Blätter täglich, 30 in Aegypten und der Rest in den europäischen Kolonien. Amerika hat eine große Zahl Zeitungen; in den Vereinigten Staaten allein werden 12 500 herausgegeben. Tausend davon erscheinen täglich, 120 werden von Negern herausgegeben. In Australien erscheinen nur wenige Zeitungen. Man hat berechnet, daß, wenn man die Bevölkerung der ganzen Erde berücksichtigt, auf je etwa 82 600 Personen nur eine Zeitung kommt. —
 hl. Der Aconcagua, der höchste Berg Amerikas, hat nach den neuesten Messungen eine Höhe von 6956 Metern. —
 — In Lund findet vom 5. bis 8. September ein internationaler Astronomikongress statt. —
 t. Für ein Ei des ausgestorbenen Alibogels wurden bei einer Versteigerung in London 4000 M. gezahlt. —
 ch. Wasserdichter Anstrich. Milius stellt einen wasserdichten Anstrich durch Auflösen von einem Teil Paraffin in drei Teilen Steinkohlenteer unter Erwärmen her, wobei die Lösung für die Verwendung durch Eintauchen des Gefäßes in heißes Wasser in flüssigem Zustande erhalten wird. Für Dachpappen-Anstrich empfiehlt derselbe folgende Mischung: 70 Teile destillierten Steinkohlenteer, 10 Teile Petroleum und 20 Teile Amerikanisches Harz, oder 75 Teile destillierten Steinkohlenteer, 10 Teile Trinidadasphalt, 10 Teile Fichtenharz und 5 Teile Harzöl, oder 75 Teile destillierten Teer, 20 Teile Fichtenharz und 5 Teile Harz. —